



# DAS ERBE VON 1968

Zum Verhältnis  
von Identitäts-  
und Klassenspolitik

---

Veranstaltungsreihe

*„Ein Erbe versammelt sich niemals, es ist niemals eins mit sich selbst. Seine vergebliche Einheit, wenn es sie gibt, kann nur in der Verfügung bestehen, zu reaffirmieren, indem man wählt. Man muß: das heißt: Man muß filtern, sieben, kritisieren, man muß aussuchen unter den verschiedenen Möglichkeiten, die derselben Verfügung innewohnen. Die ihr auf widersprüchliche Weise innewohnen, um ein Geheimnis herum. Wenn die Lesbarkeit eines Vermächtnisses einfach gegeben wäre, natürlich, transparent, eindeutig, wenn sie nicht nach Interpretation verlangen und diese gleichzeitig herausfordern würde, dann gäbe es niemals etwas zu erben. Man würde vom Vermächtnis affiziert wie von einer Ursache - natürlich oder genetisch. Man erbt immer ein Geheimnis - ‚Lies mich!‘ sagt es, ‚Wirst du jemals dazu imstande sein?‘“*

JACQUES DERRIDA: MARX‘ GESPENSTER

# I. Ein Gespenst steht still und stumm

50 Jahre 1968: Die Neue Linke ist alt geworden. Alle möglichen Erzählungen haben sich versammelt, um diesem Jubiläum einen Sinn, eine Deutung zu geben, um mit Lob oder in Verachtung zu sprechen. Liegt es doch schon so lange zurück. In diesem Erinnern wird häufig verdrängt, was unausweichlich folgte: dieses 1969. Das Jahr, in dem um das Erbe dieses Aufbruches unversöhnlich gestritten wurde. Diese „Depressionsphase“ (Hans-Jürgen Krahle), in der all die Euphorie und weltrevolutionären Omnipotenzphantasien verflogen waren – wie ein Kater nach durchzechter Nacht. In diesem Jahr erwachte die Melancholie, dass dieser Augenblick, der alles hätte wenden können, verpasst worden sei. In diese Trauer und erlebte Ohnmacht, dass die deutschen Zustände weitaus zäher und nicht plötzlich zu überwinden seien, mischte sich die Beschwörung eines Bruches, der nun endlich zu vollziehen sei: Die Linke ist tot! Es lebe das Neuere, die neuste Linke! Das Erbe von 1968 bildete sich in dieser Beschwörung, dass damals noch die Möglichkeit der revolutionären Einheit bestanden habe, und in der Abkehr von diesem Erbe, dass mit diesen kleinbürgerlichen Phantasmen und langen Haaren Schluss sei und der Aufbau der revolutionären Organisation jetzt erst anstünde.

Auf der letzten Delegiertenkonferenz des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes (SDS) im November 1968 wurde an unterschiedlichen Fronten eröffnet, dass diese Neue Linke mit ihrem Veralten konfrontiert sei – ausgerechnet in Hannover, Hangover. Die Alte Linke war damals noch als sozialdemokratischer Reformismus oder als autoritäre Kaderpartei bekannt, die durch den SDS als Organisationsformen überwunden worden seien. Aber auf dieser Konferenz wurde der Verdacht geäußert, der SDS sei in seiner jetzigen Form hoffnungslos veraltet. Machte man so weiter, dann würde man selbst hinter die Phase von 1965 zurückfallen. Während einige Redner der Konferenz skandierten, dass kein Rückfall erfolgen dürfe, stand das Alte ausgerechnet in den eigenen Reihen auf.

Als ein Ausdruck dieses alten Neuen wurde ein lustvoll ausgerufenen Aktionismus als Gegner ausgemacht, der sich zu sehr um partikuläre Probleme kümmere, zugespitzt: der den eigenen Orgasmus höher gewichte als die gesellschaftlich wirksame Aktion. Auf der anderen Seite wurde das neue Alte in einem „Seminar marxismus“ (Bernd Rabehl) erkannt, der erst praktisch werden wolle, wenn die nächste Lektüre endlich vollzogen, wenn endlich in kritischer Theorie begriffen, was und wie etwas in gesellschaftlicher Praxis zu tun sei. Mit diesen Kinderkrankheiten solle nun

endlich abgerechnet werden. Bereits im November 1968 formierten sich die Vorläufer der K-Gruppen, der maoistischen Kleinstparteien, oder jene gepanzerten Intellektuellen, gewappnet für den langen Marsch durch die Institutionen.

Die Front verlief nun nicht mehr zwischen Alter und Neuer Linker, sondern vervielfältigte sich in der Neuen Linken, ging durch Gruppen, Freundschaften, Wohngemeinschaften oder Liebesbeziehungen: die kleinen Gruppen aus der Provinz gegen den großstädtischen Erfahrungsschatz, der Wunsch nach einer strafferen Organisation gegen die Ablehnung des theoretisch-praktischen Leistungsdrucks, das Insistieren auf einer Steigerung der Militanz gegen die Geduld der angemessenen Schritte, die feministische Kritik gegen die Sorge um den „Hauptwiderspruch“ zwischen Arbeit und Kapital. Schon im November 1968 sprach man von der „Organisationsdebatte“, so als ob die eigene Fraktion die Lösung schon wüsste oder als ob noch gar nicht zu wissen sei, was nun getan werden könnte. Was uns nun interessiert, ist dieses Jahr 1969 – das danach Kommende.

## II. Extrem und Wahrheit

Dieses Kommende steht dafür ein, dass das Erbe von 1968 nur dann anzutreten ist, wenn wir mit ihm brechen, es radikal in Frage stellen. So kommuniziert dieses 1969ff. untergründig mit unseren aktuellen Streits: Wir wissen auch nicht, wie es weiter geht. Wir wissen noch nicht einmal, ob wir dieses Erbe angetreten oder es ausgeschlagen haben werden. Gegenwärtig ist das Erbe von 1968 vielfach in Frage gestellt: Nicht nur in der Bundesrepublik, sondern im Westen insgesamt wird proklamiert, dass es gerade die Neue Linke gewesen sei, die uns das aktuelle Elend, diesen sogenannten „Rechtsruck“ eingebrockt habe. Der „Siegeszug“ der Linken an den Universitäten sei mit der Entfremdung von proletarischen Milieus einhergegangen. Das Einlassen auf all die sich artikulierenden Minderheiten habe die im Entstehen begriffene Generallinie verwischt.

Verdichten wir diese Erzählung über den Verfall der Neuen Linken in einem Extrem, das als Lösung für die Probleme dieses Erbes auftritt: das Eintreten für eine Klassenpolitik, die sich endlich wieder den Problemen der Lohnabhängigen zuwende und sich nicht mehr in Diskussionen verliere, die nur denen zugänglich seien, die einem akademischen Plenum folgen könnten. So habe die Neue Linke den reaktionären Kräften den Boden bereitet, den Abgehängten oder Prekarisierten signalisiert, dass sie

nicht länger für sie Partei ergreife, sondern sich um andere Minderheiten kümmere. Die Neue Linke habe durch die Fokussierung auf „Randgruppen“ als das widerständige oder revolutionäre Subjekt ihre Marginalisierung vorangetrieben, sich in subkulturelle Sphären zurückgezogen und sich in bestimmten Stadtvierteln eingerichtet.

Dem gegenüber stünde ein anderes Extrem, welches eine Klassenpolitik gerade in der Bundesrepublik für erledigt erklärt, da antisemitische, rassistische, sexistische, homo- oder transphobe Ideologien so in der Bevölkerung verankert seien, dass allenfalls die Organisation der eigenen Milieus anstünde. Im Wesentlichen bedeute dies, den antifaschistischen Selbstschutz zu garantieren. Diese Position kann auch weniger offen identitätspolitisch auftreten und sich mit Versatzstücken kritischer Theorie ausrüsten, so tun, als wäre die Rede von einem revolutionären Subjekt historisch erledigt durch die Barbarei Nazideutschlands. Oder sie kann die Analyse und Kritik der ‚imperialen Lebensweise‘ aufgreifen und darauf verweisen, dass der Kuchen, der hierzulande gerechter verteilt werden sollte, seine Existenz einer Ökonomie des Neo- oder Post-Kolonialismus verdanke, dessen Logik soziale und ökologische Verwüstungen auf weiten Teilen der Welt schon jetzt zur Folge habe.

In solchen Formen des Linksradikalismus wird das Beharren auf dem Klassenkampf als ein Verkennen der integrativen Kraft des Kapitalverhältnisses (in den westlichen Metropolen) verstanden. Eine Klassenpolitik kommt für solche Gruppen nicht mehr in Frage. Die Rhetorik oder die Formierung einer Partei der arbeitenden Klasse erscheint ihnen als romantischer Trip, der sich von den deutschen Zuständen gelöst habe – als Träumerei auf den Pariser oder Turiner Barrikaden; 1968 oder 1969 – das ist dabei nicht so wichtig. Dieser „Identitätspolitik“ (im Sinne einer wahrhaften Aufklärung oder Emanzipation) geht es nicht um eine Vergangenheit, in der noch Proletarier\*innen für die befreite Gesellschaft stritten. Gegenwärtig bestünde diese Option – nicht mehr. Diese Aufgabe der Klassenpolitik bedeutet eine Pflege der eigenen oder eine Sorge um die eigene Identität, ob nun als Kollektiv der Frauen, als Organisation der Migrant\*innen oder als kritisch-theoretische Intellektuelle.

Im Falle dieser Intellektuellen besteht die Pflege des Erbes darin, eine theoretische Flaschenpost, polemische Flugblätter zu schreiben, die an einen eingebildeten Zeugen aus ferner Zukunft gerichtet sind: „Wir hätten Recht gehabt, wären wir wirksam gewesen.“ Eine uneingestandene Melancholie drückt sich darin aus: Die Versuche, Mehrheiten in diesem Land zu organisieren, seien gescheitert, so dass es darum gehe, in den Mi-

lieus, in denen man einflussreich sei oder gelesen werde, bessere Formen des Zusammenlebens oder der Solidarität, der Aufklärung oder Achtsamkeit zu organisieren: bessere Lesekreise oder eine besonders schön gestaltete Veranstaltungsreihe.

So als Extreme gedacht stünde die klassenpolitische Variante für die unbedingte Schaffung von Mehrheiten, selbst wenn dadurch die eigenen theoretische Erkenntnisse unterboten oder verunreinigt werden würden. Das identitätspolitische Extrem stünde für die unbedingte Sorge um dieses „Patchwork der Minderheiten“ (Francois Lyotard) – als dringlichste Aufgabe des Linksradikalismus. Das Absurde ist nun, dass beide Extreme das Erbe von 1968 für sich beanspruchen oder für sich ausschlagen könnten. Beide Positionen sind als Verräter\*innen und Bewahrer\*innen lesbar.

### III. Von Kastrationsdrohungen und Mackertum

Aber dieser postulierte Gegensatz von Identitäts- und Klassenpolitik ist nicht loszulösen von Formen der Verdrängung. Dieser Gegensatz ist selbst ein Mythos, der es uns zwar erlaubt, das Böse oder den Verrat zu konkretisieren, jedoch abstrakt bleibt. Gehen wir noch einmal auf diese Delegiertenkonferenz im November 1968 in Hannover. Betreiben wir etwas Aufklärung:

Dort kursiert ein Flugblatt mit dem Titel „Rechenschaftsbericht“. Dieser Bericht sorgt für Belustigung, hämisches Prusten, bleiche Gesichter, Wutanfälle. Christian Semler deutet ihn als „kleinbürgerlichen feministischen Aktionswahn“, der trotz des berechtigten Wunsches nach „Separierung“ von den Männern, „in einer endlosen Selbstbespiegelung von kleinbürgerlichen Frauen [unterzugehen droht]“. Der sich durch das Flugblatt des Frankfurter Weiberrates von Kastration bedroht wähnende Reinhold Oberlercher, der später als „Nationalmarxist“ und Neofaschist reüssieren wird, fordert unter Berufung auf die maskulinistische Penetration: „Statt meinen Schwanz abhacken zu lassen, möchte ich ihn natürlich lieber in die Scheiden der Genossinnen stecken, das ist ’nen ganz natürliches Bedürfnis. Aber das selbst ist eine Frage der Produktion und wir haben das materialistisch zu analysieren (schallendes Gelächter) – Ich finde das nicht zum Lachen. [...] Und daß diese ganze Sache aus der bürgerlichen Kastrationsdrohung und der Penisymbolik herauskommt.

Denn damit reproduzieren die Genossen haargenau das, den Mechanismus, mit dem wir repressiv erzogen worden sind, denn mit der Kastrationsdrohung sind wir erzogen worden. Und das finde ich Scheiße.“

Die angegriffenen Theoriehengste reagierten panisch, verbal übergriffig, gewalttätig. Diese Szenen verweisen darauf, dass ein Ereignis namens 1968 nicht einfach zu affirmieren ist. Es ist einfach nicht wünschenswert, wenn wir uns diesen SDS als ein Vorbild denken oder nostalgisch werden, wenn wir über diese Vergangenheit sprechen. Dieses Erbe steht nicht für eine neue Klassenpolitik oder Identitätspolitik ein, sondern fordert gerade diesen Gegensatz heraus, überspitzt ihn, treibt ihn über sich hinaus. Die Forderung des Frankfurter Weiberrates lässt sich nicht auf eine bloße oder reine Identitätspolitik bringen: „Befreit die sozialistischen Eminenzen von ihren bürgerlichen Schwänzen!“

Die Parole ist insofern auch klassenpolitisch zu lesen, weil gerade die autoritären Strukturen im SDS eine Hierarchie festschrieben, in der Sorgetätigkeiten selbstverständlich delegiert werden, in der herumgeschrien wird, so als ob ein ordinärer Jungmännerbund sich hier versammelt: „Ihr perpetuiert individuell und SDS-strukturell Kommunikationszustände, die es uns nicht gestatten, uns kollektiv an politischen Entscheidungen diskutierend zu beteiligen. Euer Verhalten trägt gegenwärtig dazu bei, unsere Solidarität zu gefährden, uns wieder zurückzuwerfen in individuelle Isolierung“ (Mona Steffen). Wie misogyn die Zustände der Konferenz im November 1968, vor 50 Jahren waren, verdeutlicht die Kandidatur Antonia Grunenbergs. erinnert sich jemand an sie? Sie kandidierte „für einen der fünf Sitze im SDS-Bundesvorstand [...], ihre Frankfurter Genossen [setzten] ihr hinter den Kulissen so böse zu, daß sie, dem Zusammenbruch nahe, ihren emanzipierten Anspruch aufgab“ (Spiegel 48/1968). Die Parolen des Weiberrates störten ganz empfindlich diese maskuline Selbstbespiegelung, die selbstherrlich „die Frauen“ zu jenen „kleinen Gruppen“ zählte, deren Anliegen zwar wichtig, aber auch nicht allzu ernstzunehmen seien.

Es mag paradox klingen, aber Oberlercher hatte Recht, wenn er dies als eine Frage der Produktion behandelt. Nur versteht er es so, als wäre der sexuelle Akt der Penetration bereits der Höhepunkt der materialistischen Analyse, so als ob die sexuelle Produktion bloß als männliche Penetration zu verstehen sei – und mit der Kastrationsdrohung keine Scherze gemacht werden dürften. Da spricht durch den Theoretiker ein Phallogentrismus, der mit Gewalt und der Verachtung der weiblichen Sexualität verbunden ist. Schließlich geht es bei diesem Akt im Wesentli-

chen um Reproduktion. Nicht nur um die eines holden Gattungswesens namens Mensch oder um die der Arbeitskraft, sondern auch um die Reproduktion von „Beziehungsweisen“ (Bini Adamczak), die auf diese Wiederholungen angewiesen sind, die sich nur durch all diese Differenzen vollziehen: in der Differenz von Aktivität und Passivität, von Weiblichem und Männlichem, von Natürlichem und Gesellschaftlichem, von Herrschenden (Theoriehengste und andere Klassen) und Beherrschten. Wenn Oberlercher belehren will, dann zeigt er damit, wie verstaubt seine Analysen, wie maskulinistisch seine Wahrnehmung ist. Sich so über das Flugblatt aufzuregen, überhaupt nicht zu verstehen, dass es sich der Übertreibung und der Ironie bedient, um unerträgliche Zustände noch zu überspitzen – das bedeutet: heillos überfordert zu sein. Diese Männer, die sich sonst virtuos und monologisierend durch die Gesamtausgaben des Marxismus und Hegelianismus bewegten, verstanden den Flugblatt-text einfach nicht.

Die Sprache des Flugblattes ist in einem guten Sinne Literatur: Es besteht nicht aus einer Argumentation, die sich strikt an den revolutionären Vätern orientiert, sondern auch diese für die Kastration freigibt. Ihre Namen werden mit all den SDS-Granden aufgezählt, die mit ihren Monologen die Szenerie beherrschten. Es geht weniger um eine Ableitung im Sinne einer marxistischen Tradition, sondern um den Ausdruck eines Leidens an diesen Verhältnissen – auch an den Verhältnissen der revolutionären Organisation und ihrer Debattenkultur. Das Flugblatt klagt nicht einfach die Anderen an, sondern kritisiert vor allem sich selbst, eine anzunehmende Identität oder Einheit der Frauen: „wir machen das maul nicht auf ! / wenn wir es doch aufmachen, kommt nichts raus ! / wenn wir es auflassen, wird es uns gestopft, / mit kleinbürgerlichen schwänzen, sozialistischem bumszwang, sozialistischer kinderliebe, sozialistischer geworfenheit, schwulst, sozialistischer potenter geilheit, sozialistischem intellektuellem pathos, sozialistischer lebenshilfe, revolutionärem gefummel, sexualrationellen argumenten, gesamtgesellschaftlichem orgasmus, sozialistischem emanzipationsgeseich – GELABER !“

## IV. Das Ende ist näher als der Anfang

Gelaber – schärfer könnte das Problem dieses Erbes von 1968 nicht formuliert werden. Die sich formierende feministische Kritik wurde eben nicht als Ausdruck gesellschaftlicher Verhältnisse verstanden, sondern die Kritisierenden wurden selbst pathologisiert, das Problem privatisiert,

so als ob hier eine kleinbürgerliche Familienstreiterei zu beobachten sei: „kotzen wir's öffentlich aus: sind wir penisneidisch, frustriert, / hysterisch, verklemmt, asexuell, lesbisch, frigid, / zukurzgekommen, irrational, penisneidisch, lustfeindlich / hart, viril spitätg [sic!], zickig, wir kompensieren, wir überkompensieren, sind penisneidisch, / penisneidisch, penisneidisch penisneidisch, penisneidisch“. Ist das eine Kaskade von Fragen? Eine Wiedergabe desjenigen, was sie sich schon durch das ganze 1968 hatten anhören müssen? All diese psychoanalytischen Phrasen, diese Diagnosen eines böartigen Minderwertigkeitskomplexes zeigen, dass auch die antiautoritären Theoretiker nicht darauf reflektierten, „daß die Mittel, mit denen sie versuch[en], Autoritäten abzubauen, selber wieder autoritäre Strukturen reproduzieren“ (Hans-Jürgen Krah).

Die angedachte sexuelle Befreiung, die sich vollmundig auf Sigmund Freud, Wilhelm Reich oder Herbert Marcuse berief, war eine Herrenphantasie, die ohne weibliche Knechte nicht auskam. Das Neue dieser Linken war das Alte des Patriarchats, die Verdrängung der weiblichen Sexualität, der Klitoris, die Abwertung der Hausarbeit. Eine Sexualität, die erhöht wurde, wenn es um männlich bestimmte Vollzüge ging, und die ein unbekannter Kontinent war, wenn es um Frauen als Subjekt dieser Vollzüge ging. Der Appell, doch die kleinbürgerlichen Parolen von „den“ Frauen aufzugeben, diese Identitätspolitik bleiben zu lassen, reflektierte einfach nicht darauf, dass es sich dabei um eine identitätspolitische Forderung handelte. Wer das Partikularinteresse als allgemeines ausgibt, dass doch die Totalität der Produktionsverhältnisse ohne die sexuelle und familiäre Reproduktion zu thematisieren sei, der hatte mindestens keinen Begriff von der Totalität der kapitalistischen Re-Produktionsweise.

Diese Patriarchen reklamierten für sich die Klassenpolitik, indem sie eine feministische Kritik als kleinbürgerlich denunzierten, als Bedürfnisse bürgerlicher, aber nicht proletarischer Frauen. Proletarische Frauen hätten gar keine Zeit, nicht die Ressourcen, um solche abstrusen Forderungen zu formulieren. Aber für welche proletarischen Frauen sprachen diese Vorstandsvorsitzenden? Hatten sie je mit einer gesprochen, sie ernstgenommen? Sie hatten dafür Clara Zetkin gelesen und Friedrichs Engels „Über den Ursprung der Familie, des Privateigentums und des Staates“. Mindestens das.

Eine theoretische Reflexion, die wirklich die Abgründe der gesellschaftlichen Praxis in all ihren Unterschieden durchdenkt, die weiß darum, dass sich die Widersprüche der Gesellschaft auch in revolutionären oder linksradikalen Organisationen reproduzieren werden. Unausweichlich. Leidet

jemand an etwas und diese Person wird dafür verlacht, oder wird von Frauen gefordert, sie sollten mal ihre Partikularinteressen reflektieren, so dass sie wieder auf die allgemeine Linie kämen, dann wird im Sinne einer Identitätspolitik argumentiert: Der (weiße) Mann als der vernünftige Theoretiker wüsste schon, was zu tun sei. Das Bild der Identität des klassenbewussten Gedankenarbeiters wird hier entworfen, um es gegen eine Identität der „kleinbürgerlichen“ Frauen zu stellen. Reflektiert eine Klassenpolitik nicht darauf, dass sie stets als Artikulation einer bestimmten Identität auftritt, bedeutet sie für Andere Leiden: „frauen sind anders!“, so der vieldeutige Abschluss des Haupttextes des Flugblattes.

## V. Das Erbe in all seiner Nachträglichkeit

Diese Praktiken des Erbens sind gegenwärtig. Wenn in der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit eine bedeutende Politikerin der Linkspartei von „abgehobenen Gender-Diskursen“ spricht oder dem „Queerfeminismus“ in Flugblättern paraakademischer Gruppen der Krieg erklärt wird, dann bedarf es einer Reflexion auf die Geschichte der Linken nach 1968ff. Solche Strategien, die zu einer Rückkehr aufrufen, die sich auf eine vergangene Form des Sozialstaates oder der sozialen Marktwirtschaft, eine maßvolle Gleichstellungspolitik beziehen, wollen nicht über Transphobie oder Intersexualität sprechen, weil dies möglicherweise einen imaginären Abgehängten verschrecken könnte, der dann vielleicht AfD wählt; oder sie basteln den Strohmann namens die gegenwärtige Linke, die als monolithischer Block der Regression diene. Die Streitpunkte vervielfältigen sich an dieser Stelle: Migration ist nicht nur ein weiteres, sondern zentrales Feld in diesen Auseinandersetzungen. Der Umgang mit einem gesellschaftlich wirksamen Rassismus, mit einem staatlichen Abschiebeapparat und einer europäischen Grenzsicherung, die keine Probleme löst, aber neue schafft, die Tote nicht nur in Kauf nimmt, sondern dafür verantwortlich ist. Aber auch die Frage und dies ist dem gegenwärtigen Handgelenk in der Linken wesentlich: Was es für eine Organisation braucht, was für eine Form sozialer Bewegung, die diesen elenden Zustand irritieren und aufheben könnte?

Es ist für uns ein Ausgangspunkt, nicht (mehr) vom Gegensatz von Klassen- und Identitätspolitik auszugehen. Betrachten wir die unterschiedlichen Praxen und theoretischen Aufarbeitungen der sich streitenden Akteur\*innen, dann sehen wir einen großen Bereich, der sich nicht einem Extrem von Klassen- oder Identitätspolitik zuordnen lässt. Wir

müssen Mischungsverhältnisse anerkennen, ein unübersichtliches Handgemenge, was weniger als Lösung, denn als unsere Ohnmacht erfahrbar ist. Eine Linke, die emanzipatorische Klassen- und/oder Identitätspolitik vollzieht, erfährt die gesellschaftlichen Grenzen der gegenwärtigen Kräfteverhältnisse. Dabei handelt es sich leider nicht um ein „Linkskartell“ oder die große Verschwörung der linken, grünen, genderistischen oder migrantischen Milieus, sondern um die organisierte Traurigkeit des Neoliberalismus, die Dominanz kapitalistischer Strategien der Spaltung und Vereinzelung.

Wir brauchen eine Diskussion um das Verhältnis von Identitäts- und Klassenpolitik, die die unterschiedlichen Milieus, Fragmente einer gesellschaftlichen Linken in die praktische Streiterei bringt, in einen abgründigen Dialog, der sich dem Verdrängten stellt, es aushält, dass es nicht mehr die einzige mythische rote Fahne sein wird, unter der wir uns sammeln werden. Es steht keine Weltrevolution oder großartige Veränderung der gesellschaftlichen Produktionsverhältnisse auf der Tagesordnung, sondern eine Aufarbeitung unserer Vergangenheit, um diese komplizierte Gegenwart zu begreifen, um praktisch mit ihr verändernd umzugehen.

## VI. „Mach' doch mal eine Diskussionsveranstaltung“

Wir, die Gesellschaft zur Erforschung der Nachträglichkeit, planen für das Frühjahr 2019 eine Veranstaltungsreihe, die in verschiedenen Orten Hamburgs stattfinden wird. Wir haben Referent\*innen eingeladen, die sich auf den unterschiedlichen Problemfeldern der gegenwärtigen Theorie(n) und Praxen bewegen werden, um mit ihnen das Erbe von 1968ff. zu diskutieren. Versammelt sich das Erbe von 1968ff. im Bruch, in der radikalen Infragestellung des Bestehenden und der Vervielfältigung der Kritik, dann hoffen wir, keinen „Zwischenruf eines Genossen“ zu vernehmen, der damals im November 1968 erkannte, was unbedingt selbst im Jahr 2019 zu vermeiden ist: „Ihr seid doch alle milieugeschädigt [...], das ist 'ne reine Männerkonferenz! (Die Mehrheit stimmte anschließend für Abbruch der Debatte und Wiederaufnahme der Hochschuldiskussion, d.Hrsg.)“.

Wenn sich eine gesellschaftliche Linke organisierte, dann in der Artikulation ihrer Leiden an der gesellschaftlichen Linken. Ihre Haltung ist darum der Melancholie verwandt, auch wenn dabei nicht vergessen

werden sollte, dass man sich auch melancholisch gestimmt ganz gut in den bestehenden Verhältnissen der ‚imperialen Lebensweise‘ einrichten kann. In aller Nachträglichkeit haben wir diese Niederlagen, das Scheitern aufzuarbeiten, das Desaster, was die Linke der Bundesrepublik je und je wieder war. Die Linke organisiert sich im Gegensatz zur Rechten als Partei der Schwachen, als Partei der Schwächen: Sie verachtet nicht den Streit, sondern die stickige, dumpfe Einheit, die ursprüngliche, nicht-entfremdete Identität, die wie ein röhrender Hirsch oder ein vertrottelter Eber die Bühne betritt. Eine Linke wird die Melancholie nicht mit Heroismus niederringen wollen, nicht alles dem Sieg verschreiben, sie wird stets radikal, aber nur im Notfall konsequent sein.

Eine Linke ist die Partei des Zweifelns, des Unbehagens. Sie ist Partei eines leidenschaftlichen Handgemenges, das eben nicht in schwülstigen Bildern eine befreite Gesellschaft malt. Der Partei des Zweifelns ist das Pathos fremd, sie spricht nicht als Hahnenschrei, eher mit dem in das Dunkel vorausgeschickten Ruf einer Eule. Verkopft und traurig, weil sie immer in der Abenddämmerung, der Nacht zu ihrem Flug anhebt. Das kann enttäuschend verlaufen, weil wir doch nicht so viel erkennen können, weil wir es verfehlen, uns missverstehen werden. Aber das können wir nur wissen, wenn wir die Dämmerung als unseren Zustand anerkannt, wenn wir es getan haben werden, in aller Nachträglichkeit.

*„Alle Macht den Zwittern! (Lachen)“ (Mehrere Genossinnen)“*

## **Gesellschaft zur Erforschung der Nachträglichkeit**

---

Die meisten Zitate entstammen den Mitschriften aus der Konferenz des SDS im November 1968. Sie sind unter dem Titel „Django und die Tradition“ erschienen, als Film und als Text.

Die Passagen zur Melancholie wurden aus dem Artikel „Melancholie II“ aus dem Historisch-kritischen Wörterbuch des Marxismus kopiert.

# Jenseits von Interesse und Identität?

## Zum Verhältnis der Alten und der Neuen Linken

*Podiums- und Publikumsdiskussion mit Sandro Mezzadra (Universität Bologna), Mario Neumann (Universität Kassel), Ines Schwerdtner (Ada Magazin, in Kooperation mit Jacobin Magazine) und Ingar Solty (Referent für Friedens- und Sicherheitspolitik am Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung; angefragt)*

Die Streitschrift „Jenseits von Interesse und Identität“ von Mezzadra und Neumann formuliert die These, dass Klassen- und Identitätspolitik praktisch keinen Gegensatz bilden, auch wenn gegenwärtige Theorien dieses Verhältnisses das Gegenteil behaupten. Seit Eribons „Rückkehr nach Reims“ haben sich unterschiedliche Fraktionen der Linken so geäußert, als wäre der Abschied von der Klassenpolitik nach 1968ff. vollzogen worden, so dass der heutige „Rechtsruck“ Ergebnis dieser Fokussierung auf Minderheiten und Randgruppen sei. Die Linke sei zu sehr in den universitären Diskursen aufgegangen und habe die Sprache des „einfachen Volkes“ verlernt.

Es lässt sich jedoch historisch zeigen, dass die gesellschaftlichen Kämpfe dann sich zuspitzen, wenn Klassen- und Identitätspolitiken sich vermischen: Die wilden Streiks der 1970er wurden wesentlich von Migrant\*innen geprägt, die feministische Kritik der Hausarbeit und des ökonomischen Sexismus störte das patriarchale Funktionieren in Fabrik und Familie. Es scheint so, als wäre das Parteiergreifen für eine reine Klassenpolitik ebenso unmöglich, wie das Postulat, die Klassenpolitik endlich zu vergessen, um die gute Stimmung in der Kleingruppe oder in der solidarischen Nachbarschaft nicht zu gefährden. Die Diskussion um das Verhältnis von Alter und Neuer Linken, von Klassen- und Identitätspolitik scheint zu dem Kampffeld geworden zu sein, auf dem die Krise der Linken sich entfaltet und aufgehoben werden müsste. Auf dem Podium werden sich Positionen versammeln, die ihre theoretischen Annahmen mit einer Praxis konfrontieren, die merkwürdige Mischungsverhältnisse mit sich bringt, weniger Gegensätze, als vielmehr eine Aufforderung, schließlich darüber zu streiten.

---

Samstag, den 23. Februar 2019

Fabrique im Gängeviertel | Valentinskamp 28a | 19 Uhr

# Kritik der Identitätspolitik?

## Von Sackgassen und Strohmännern

*Vorträge und Diskussion mit Katharina Pühl (Referentin für feministische Gesellschafts- und Kapitalismusanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung) und Michael Weingarten (Universität Marburg und Stuttgart)*

Die einst Neue Linke ist alt geworden. Ihre Fehler sind nicht zu wiederholen: Keine ökonomische Gesetzmäßigkeit ist auszumachen, die die Klasse des Proletariats zur Revolution triebe. Der zweite Ausweg, kulturalistisch auf Identitätspolitik zu setzen, scheint schwer zu bewältigen, schließlich vermischen sich deren Grundbegriffe mit rechten Quellen. Und andererseits hat es ein „progressiver Neoliberalismus“ (Nancy Fraser) verstanden, diese Konzepte zu integrieren. Gegen diesen Gegner allerdings auf einen „linken“ Populismus zu setzen, bringt uns ebenso in die Schwierigkeit, mit einem Begriff des Volkes zu operieren, mit dem – gerade in deutschen Zuständen – mannigfaltige Probleme verbunden sind. Dagegen wird Michael Weingarten ein Konzept des Politischen stark machen, welches Identitäts- oder Homogenitätsannahmen überwunden hat. Die Frage ist dann, wie wir politisch in plural verfassten Gemeinwesen handeln können und wie wir diese Pluralität so denken müssen, dass trotz der Heterogenität der Vielen diese das ihnen Gemeinsame zum Zentrum ihres politischen Tuns machen?

Aber wer wollte schon dagegen streiten, dass es nicht um diese Pluralität, die Individualität der Vielen ginge? Die Zurückweisung von Identitätspolitik selbst könnte von einem anderen Vergessen geschlagen sein: Wie gehen wir damit um, dass wesentliche Kämpfe der Neuen Linken mit einem „strategischen Essentialismus“ ausgetragen wurden? Es gibt gute Gründe, weswegen sich Frauen\*, Migrant\*innen, Queers autonom organisierten. Dies lag gewiss auch an der Starrheit und Dogmatik tradierter Organisationsformen, die diese Kämpfe marginalisierten oder als konterrevolutionäre bekämpften. Andererseits führte es in diesen neuen Organisationen nicht dazu, dass sich nun der Pflege einer homogenen Identität gewidmet wurde. Dafür waren die Auseinandersetzungen zu scharf, die sich etwa daran entzündeten, wie diese Gruppen sich überhaupt zu verstehen hätten (etwa als Frauen, FrauenLesben oder Frauen\*?). Identitätspolitik als Gegnerin auszuweisen, mündet nicht selten in einer Feindbestimmung, die selbst homogenisierend auf das Gegenüber wirkt. Einer Pluralität von Praxen wird ein Ziel oder eine Quelle unterstellt, was sich weder theoretisch noch praktisch so bestimmen lässt. Katharina Pühl wird in ihrem Vortrag auf die Schwierigkeit eingehen, überhaupt von all diesen Praxen als Identitätspolitik zu sprechen, ohne Strohmänner zu pflügen und die angedeuteten Sackgassen zu meiden.

---

Freitag, den 22. März 2019

Café Knallhart (Keller) | Von-Melle-Park 9 | 19 Uhr

# Das papierene Erbe von 1968

*Vorträge und Diskussion mit Morten Paul (August-Verlag Berlin) und Katharina Kreuzpainter (Humboldt Universität Berlin)*

Vielfach wird 1968 auch als Taschenbuch-Revolution beschrieben. Es wird so als ein Ereignis gefasst, das auch ein Resultat veränderter Leseweisen, ein Ergebnis der Lust an der schwierigen Lektüre von Theorie war. Die Suhrkamp-Kultur ist zu einem Ausdruck für die „Verwestlichung“ der Bundesrepublik geworden, ihre Reihen haben die Diskussionen um dieses Erbes massiv geprägt, wurden selbst zu dem Symbol für eine Intensivierung des Streits um Theorie.

1968 steht aber auch für ein Ereignis ein, was in seiner Folge zur Umwandlung der Schreib- und Verlagskulturen führte. Die Politisierung um 1968 warf nämlich die Frage auf, ob Bücher auch anders produziert werden sollten, bessere Verhältnisse im Hier und Jetzt schon vorwegzunehmen seien. Lektor\*innen und Drucker\*innen trugen diese Frage als Problem der Demokratisierung auch in die etablierten Verlage. Als diese Problematisierungen weithin scheiterten, gründeten sich zahlreiche Kleinstverlage und Kollektive, aber auch größere Zusammenschlüsse wie linke Buchhandlungen oder Gegenmessen, um den Versuch dennoch zu unternehmen. Auch wenn die meisten von ihnen gescheitert sind oder irgendwann ihre Kompromisse mit der bürgerlichen Buchkultur eingegangen sind, haben diese Versuche Effekte gezeigt, die bis heute nachwirken.

Die dem universitären Alltagsgeschehen um 1968 noch alternativ gegenüberstehende Publikationskultur gelangte in den 1970er Jahren, als ehemalige Studierende akademische Posten übernahmen, schließlich selbst ins Zentrum wissenschaftlicher Tätigkeit. Zwar mussten dabei Ideale intellektuellen Zusammenarbeitens, aber auch linke inhaltliche Schwerpunktsetzungen mit den Anforderungen einer wissenschaftlichen Karriere vermittelt werden, dennoch bot die Universität auch ein Refugium für diese.

Auf die Geschichte solcher Versuche, ihres Scheiterns, ihrer Erfolge und ihres Nachlebens wird die Veranstaltung Schlaglichter werfen – und damit auch die These von 1968 als einer Leserevolution einer erneuten, genaueren Betrachtung unterziehen.

---

Samstag, den 6. April 2019

mpz | Sternstraße 4 | 19 Uhr

# Eine andere Arbeiter\*innenbewegung I: Die „Gruppe oppositioneller Gewerkschafter“

*Filmvorführung (Hamburg-Premiere) und Diskussion mit Johanna Schellhagen (labournet.tv) und Wolfgang Schaumberg (GoG)*

1972 gründete sich bei Opel in Bochum die „Gruppe oppositioneller Gewerkschafter in der IG Metall“. Der Film erzählt von den Kämpfen der widerständigen Bochumer Belegschaft und der Rolle, welche die GoG darin gespielt hat. Er streift die Geschichte der 68er, die in die Betriebe gegangen sind, um eine proletarische Revolution voranzubringen und ist das politische Portrait einer Generation von Gewerkschaftslinken in Westdeutschland - aber auch ihrer Gegenspielerin, der IG Metall. Es ist ein Film über den Gegensatz zwischen Kapital und Arbeit, wie er sich im größten europäischen Produktionswerk von General Motors entfaltet hat: von den revolutionär gestimmten 1970er Jahren über die 1980er mit dem Kampf um die 35-Stunden Woche und die 1990er Jahre, als die Belegschaft sich gegen Arbeitsverdichtung und Auslagerungen zur Wehr setzte, bis zum großen wilden Streik 2004, als die Belegschaft sechs Tage lang das Werk besetzte, um die Entlassung von 4.000 Kolleg\*innen zu verhindern.

Der Abend ist eine Hamburg-Premiere für den Dokumentarfilm der Filmemacherin Johanna Schellhagen. In der Diskussion wird Wolfgang Schaumberg anwesend sein, der die Gruppe mitgründete. Weitere Infos: [de.labournet.tv/project/gegenwehr-ohne-grenzen](http://de.labournet.tv/project/gegenwehr-ohne-grenzen)

---

Mittwoch, den 24. April 2019  
mpz | Sternstraße 4 | 19.30 Uhr

# Eine Revolution des Begehrens? Guy Hocquenghem und die radikale Schwulenbewegung

*Vortrag und Diskussion mit Hauke Branding (Gesellschaft zur Erforschung der Nachträglichkeit Hamburg) und Lukas Betzler (Universität Lüneburg)*

Für die LGBTI\*-Bewegung hatte 1968 die Wirkung eines Katalysators, insbesondere durch die sich vollziehende umfassende Politisierung der sozialen Beziehungen und den folgenden gesellschaftlichen Liberalisierungsschub. Begünstigt durch diese Entwicklung und noch zusätzlich befeuert durch die Stonewall-Riots von 1969 gründeten sich schon bald zahlreiche politische Gruppierungen, in denen Schwule und Lesben ihre Homosexualität offen leben und politisch für sie streiten wollten. Homosexuelles Begehren wurde (erstmalig) als eine subversive Kraft wahrgenommen, die die traditionellen Vorstellungen von Geschlecht und Liebe unterwandern und so die heteronormative bürgerliche Sexualmoral wenn nicht sprengen, so doch wesentlich stören und beunruhigen könne. Es entwickelten sich - auch in Abgrenzung von und als Kritik an der traditionellen Linken, in der Homophobie keineswegs selten war - radikale Formen homosexueller Theorie und Praxis. So wurde - zunächst insbesondere in Frankreich - das (homosexuelle) Begehren auch zu einem Dreh- und Angelpunkt kritischer Theorie, um den rege gestritten wurde, der jedoch im Laufe der Zeit allzu oft in Vergessenheit geraten ist.

Der Vortrag möchte entlang des Werdegangs von Guy Hocquenghem, einem der wesentlichen Theoretiker der sogenannten „Gay Theory“, diesem Vergessen entgegenwirken. Hocquenghems Leben und Werk stehen in gewisser Weise exemplarisch für die Versuche homosexueller Aktivist\*innen, die unterschiedlichen Neuen Sozialen Bewegungen nach 1968 miteinander zu vermitteln und auch innerhalb von stärker identitätspolitischen Kämpfen eine grundlegende Gesellschaftskritik zu artikulieren. Zugleich werden daran aber auch Brüche, Ambivalenzen und Widersprüche sichtbar, die den Streit um das Erbe von 1968 prägen bis in unsere Gegenwart.

---

Freitag, den 26. April 2019  
Centro Sociale Hamburg | Sternstraße 2 | 19 Uhr

# Nochmals Theorie und Praxis, oder: Wie geht es um das Ganze?

*Vorträge und Diskussion mit Alexander García Düttmann (Universität der Künste Berlin) und Jan Müller (Universität Basel)*

In den Extremen scheint alles ganz klar: Selbstverständlich ist ein blinder Aktionismus, der sich ganz und gar dem behutsamen Nachdenken verschließt, selbstverschuldet dumm; selbstverständlich ist ein Nachdenken, das sich ganz und gar gleichgültig gegenüber den Handlungserfordernissen des Lebens gibt, arrogant und selbstverschuldet irrelevant. Theorie ist auch praktisch, und Handeln gibt es nicht ohne Nachdenken. „Von 1968 lernen“ heißt: einsehen, dass es ein Missverständnis ist, das „Verhältnis von Theorie und Praxis“ für ein bloß theoretisches Rätsel zu halten, das mit praktischer Moral besser nichts zu tun haben sollte. Wer die Theorie der Praxis nur schroff entgegengesetzt, dem müssen solche Rätsel entweder „zu theoretisch“ vorkommen, oder „zu praktisch“ (Adorno). Aber das Verhältnis von Theorie und Praxis wird durch solche simplen „Einsichten“ nicht einfacher:

Wenn Praxis der Theorie nicht entgegengesetzt werden kann, dann geht es der Theorie, indem es ihr ums Ganze geht, immer auch um Praxis: um die Veränderung des Ganzen. Heute an den Mai 68 anknüpfen, heißt dann, die Frage nach dem Ganzen wieder aufzuwerfen – nicht als einfach veränderungsbedürftig, sondern als Ganzes, zu dem seine Veränderung dazugehört, weil es das Ganze nur in der Veränderung und als Veränderung gibt. Diesen Gedanken wird Alexander García Düttmann an einer Spannung entwickeln: Der Mai 1968 ist ein „Ereignis“; er steht aber auch im Horizont jenes Weltgeistes, wie ihn Adorno in der Negativen Dialektik diskutiert, und der mehr ist als bloß ein Begriff für die Unwahrheit des Ganzen.

Wenn Praxis der Theorie nicht entgegengesetzt werden kann, dann können wir das Ganze, auf das wir theoretisch abzielen müssen, nur als das Handgemenge unseres Lebens verstehen: unübersichtlich, vielgestaltig, veränderlich und irritierend unbetroffen von vielen Versuchen, es „theoretisch“ zu „bewältigen“. Wie damit umgehen, dass die Orientierung im Handgemenge an die Subjektperspektive gebunden ist; dass die Unterscheidung zwischen Veränderung des Ganzen, die wir bewirken, und seiner Selbst-Veränderung, die wir erleiden, schillert? Dass Adornos Negative Dialektik auch mit der Frage nach der Möglichkeit des Glücks endet, führt Jan Müller zu der zögerlichen Frage: Ob es sich lohnen könnte, die Moral für die Revolution zu retten?

---

Freitag, den 07. Juni 2019

Universität Hamburg | Allende-Platz 1, Raum 250 | 19 Uhr

Paris Mai 1968:

## Das ist nur der Anfang, der Kampf geht weiter

*Filmvorführung und Diskussion mit Claudia von Alemann (Filmemacherin)*

Mai 1968 in Paris, Frankreich: 8 Millionen Franzosen streiken. Polizisten stürmen die Barrikaden, die Sorbonne wird von den Studierenden besetzt. In gesellschaftlichen Debatten werden die herkömmlichen Institutionen infrage gestellt.

Welche Rolle spielt dabei der Film? Wie engagieren sich Filmemacher\*innen im Rahmen einer neu zu definierenden Kulturpolitik? Und wie werden ihre Forderungen in der filmischen Praxis umgesetzt? Filmstudierende, Schüler\*innen, Arbeiter\*innen u.a. der Citroën-Werke und auch etablierte Regisseure wie Jean-Luc Godard beteiligten sich in diesem Film an den Debatten und Auseinandersetzungen der im Mai 68 entstandenen Filmkollektive.

Dieser Dokumentarfilm von Claudia von Alemann ist ein einzigartiges Dokument aus dieser Zeit. Sie wird bei der Filmpräsentation anwesend sein und den Film und die damalige Zeit in Paris im anschließenden Gespräch erläutern.

---

Donnerstag, den 27. Juni 2019  
mpz | Sternstraße 4 | 19:30 Uhr

# Ein migrantisches 1968?

*Vortrag und Diskussion mit Manuela Bojadzijev (Universität Lüneburg)*

Warum erscheint die Student\*innenbewegung im Nachhinein als „urdeutsche“ Angelegenheit? Offenbar wird der Anteil von Migrant\*innen am Erbe von 1968ff. unterschätzt oder vergessen. Jedenfalls sind in der Rezeption diese historischen Kämpfe nicht wirklich präsent – ob nun in den Medien, der Wissenschaft oder selbst der Linken. Damals hingegen wurden die Kämpfe migrantischer Arbeiter\*innen in studentischen Milieus durchaus wahrgenommen. Diese Streitenden und Streikenden waren praktischer Ausdruck eines Widerspruchs gegen eine traditionelle, homogenisierende Vorstellung einer „deutschen Arbeiter\*innenklasse“. Allerdings fanden, wo sich gemeinsame Kämpfe abzeichneten, Migrant\*innen kaum Rückhalt in Gewerkschaften, Parteien oder bei Kolleg\*innen. Wie lassen sich die Schwierigkeiten solcher Organisirungen verstehen? Der Vortrag lässt eine Reihe von Versuchen der damaligen Zeit Revue passieren, in denen eine gemeinsame Haltung von Migrant\*innen und Deutschen erkennbar wurde. Diese historischen Erfahrungen fordern in der abschließenden Diskussion dazu auf, dieses Setting zu aktualisieren: Wie kann es sein, dass die heute Arbeitenden wieder vorwiegend als „die Deutschen“ gelten? Werden sie deutsch gemacht, die anderen übersehen? Wie können wir ein mögliches Erbe der Neuen Linken anders denken?

---

Freitag, den 27. September 2019

Centro Sociale Hamburg | Sternstraße 2 | 19 Uhr

# Ein Gespenst geht um in der Linken: das Gespenst des Lumpenintellektuellen

*Vortrag und Diskussion mit Sebastian Schreull (Gesellschaft zur Erforschung der Nachträglichkeit Hamburg)*

Die kritische Theorie ist ein Kampffeld des Erbes von 1968. Sie stand in der Organisation der Student\*innenbewegung für eine undogmatische Tradierung des Marxismus ein. Die Fragen nach dem Vollzug der Theorie, ihrer Praxis und ihres Darstellens waren wesentlich für das Philosophieren Adornos oder Benjamins. Dies schließt die Frage ein, wie mit der Tradierung dieses Erbes umzugehen, wie um eine angemessene Aktualisierung kritischer Theorie zu streiten ist.

Durch Jürgen Habermas wurde eine Strategie der Retraditionalisierung in den Erbschaftsstreitereien aktualisiert, die eine Rückkehr zum interdisziplinären Materialismus Horkheimers und eine Aufarbeitung der Widersprüche der Werke Adornos versprach. Habermas versteht dabei seine Bemühungen nicht nur als Aufnahme der sprachphilosophischen Wende, sondern auch als neukantianische Reformulierung kritischer Theorie. Damit sollte sie wieder erfolgreicher in aktuelle Debatten intervenieren, sich aus der Selbstbeschränkung linksradikaler Zirkel lösen. Dem gegenüber stand eine Orthodoxie, die in dieser Aktualisierung einen Verrat an der „originären“ Form kritischer Theorie beklagte, schließlich seien die Potentiale der Überlegungen der Alten noch uneingelöst und die Reformulierungen der Habermas'schen Partei würden unweigerlich in einem reformistischen Opportunismus enden.

Wirft die eine Seite der anderen vor, dass sie durch ihre Praxis nur in den Grabenkämpfen des linksradikalen Zirkelwesens versauere, antwortet die andere, dass so der Kritik der Stachel gezogen werde, sie zu einem universitären Angebot unter vielen verkomme. In beiden Parteien geht das Gespenst des Lumpenintellektuellen um: Gibt es eine wahre Lesart des Erbes, dann gibt es auch Verräter\*innen. Der Vortrag wird anhand dieser Erbstreitigkeiten aufzeigen, warum keine theoretische Neuerung, ob nun sprachphilosophische Wende oder Rückkehr zur Buchstabentreue der Alten, dieses praktische Handgelenke um die angemessene kritische Theorie lösen wird. Vielmehr muss es darum gehen, trefflich in ihr zu streiten.

---

Sonntag, den 20. Oktober 2019  
mpz | Sternstraße 4 | 19 Uhr

# Eine andere Arbeiter\*innenbewegung II: Nichtnormierte Kämpfe

*Vorträge und Diskussion mit Peter Birke (Universität Göttingen) und Mag Wompel (Labournet)*

„Französische Verhältnisse“ herbeizuführen, das war ein Traum des Sozialistischen Studentenbundes: das Übergreifen der Unruhe unter Student\*innen auf das Proletariat, die Besetzung von Fabriken, nicht nur von Institutsgebäuden. Im September 1969 schien dieser Traum wenigstens im Ansatz in Erfüllung zu gehen, allerdings fanden die wilden Streiks dieses Monats mit der Montanindustrie im Saarland und an der Ruhr in Branchen und an Orten statt, an denen die Bewegung der Studierenden kaum eine Rolle gespielt hatte. Für die Fraktionen im SDS, die parteiförmige Politik für sich entdeckt hatten, war dies ein Anlass, um nun die Avantgarde des Proletariats zu inszenieren und auf die Dringlichkeit zu insistieren, dass nun die „antiautoritäre Phase“ beendet sei. Aber auch eher undogmatisch orientierte Kreise reagierten auf diese Störung der Nachkriegsordnung: Unter Bezug auf Vorbilder in ganz Europa wurden Formen wie die Mit-Untersuchung adaptiert, eine Arbeiter\*innenmedizin weiterentwickelt und eine linke, betriebliche wie gewerkschaftliche Opposition gebildet, die an die Erfahrungen wie die der Plakat-Gruppe bei Daimler anschloss und danach einige Jahrzehnte nicht unbedeutend blieb.

Peter Birke wird in seinem Beitrag auf den Anfang dieser Geschichte proletarischen Ungehorsams zurückblicken. Arbeiter\*innen in der Montan- und Stahlindustrie, aber auch in der öffentlichen Verwaltung wählten nicht die ausgetretenen Pfade der Sozialpartnerschaft, sondern stellten autonom ihre Forderungen – im Ruhrgebiet, im Saarland, später auch in der Oberpfalz, Kiel und Bremen. Diese Streiks waren erfolgreich, führten zu Lohn-erhöhungen, aber nicht zur Bildung proletarischer Organisationen, die die bestehende Ordnung weitergehend in Frage stellten. Was bedeutet dieses Aufflackern von nicht-normierten Klassenkämpfen für uns heute? Wieso ist die Erinnerung an die „Betriebslinke“ heute – trotz vermutlich vielfach ähnlicher Erfahrungen von Menschen mit Ausbeutung und betrieblichen Kämpfen – relativ marginalisiert?

Mag Wompel wird diese Ereignisse danach befragen, was diese Vergangenheit uns jetzt noch zu sagen hat. Formen der proletarischen Selbstorganisation, ihre Geschichte in der BRD sind noch nicht einmal Gegenstand derjenigen, die heute für eine Klassenpolitik plädieren. Es ist eine merkwürdige Verdrängung, die die gegenwärtigen Debatten um das Verhältnis von Identitäts- und Klassenpolitik heimsucht. Gerade wenn wir uns diese vergangenen Auseinandersetzungen anschauen, stellen wir fest, dass es damals keine klaren Grenzen zwischen Identitäts- und Klassenpolitik gab. Eher gab es Mischungen, mit denen diese Neue Linke konfrontiert war: Queers unterstützten Streiks oder Frauen\*gruppen brachten die Ökonomie auch mit den familiären Verhältnissen in Verbindung. Die Aufgabe einer gegenwärtigen Klassenpolitik bestünde also darin, sich ihrer historischen Komplexität zu stellen.

---

Sonntag, den 3. November 2019

DGB-Gewerkschaftshaus | Besenbinderhof 60, Ebene 9 | 19 Uhr

# „Wenn ich an 1968 denke...“ - Die Wiederkehr der linken Melancholie?

*Vortrag und Diskussion mit Antje Géra (Gesellschaft zur Erforschung der Nachträglichkeit Hamburg und Universität Hildesheim)*

„Linke Melancholie“ ist ein Schlagwort aus dem Begriffsarsenal der Alten Linken, das seit 1969 nicht nur die Neue Linke, sondern auch die Neueste Linke treffen soll. Das auf den Traum der 1968er-Revoluten folgende „Trauma“ der Linken sei nicht mit Tatkraft, Entschlossenheit und Zukunftszugewandtheit bewältigt worden. Heute steht die „linke Melancholie“ der Neusten Linken für ein Syndrom, das sich in Vergangenheitsverhaftetheit, Nostalgie und unbewältigter Trauer ausdrücke und zu Handlungsgehemtheit führe. Diese Pathologie der Linken müsse bekämpft werden. Im Vortrag soll dem Verdacht nachgegangen werden, dass vom Gebrauch des Verdikts „linker Melancholie“ weniger über die Probleme politischer Praxis seit 1968ff. zu lernen ist, als über bestimmte problematische Vorstellungen dessen, was überhaupt „politische Praxis“ sei.

Gegen eine antimelancholische Perspektive auf politische Praxis werden Positionen feministischer Kritik und früher kritischer Theorie angeführt, die Melancholie als Modus von Gesellschaftskritik und Moment politischer Praxis ausweisen. „Linke Melancholie“ wäre dann nicht einfach als bloße „Pathologie“ oder defizitäre Haltung aufzufassen, sondern als eine Weise des Umgangs mit dem Erbe von 1968, sich schonungslos in eine selbstkritische, kollektive Auseinandersetzung um das in Tradierungen und Erbstreitigkeiten Verdrängte zu begeben.

---

Sonntag, den 17. November 2019  
mpz | Sternstraße 4 | 19 Uhr



In Kooperation mit:



Gefördert durch die Landeszentrale für politische Bildung Hamburg



Ortsverein Hamburg  
von der Fachbereich 01  
Medien, Kunst, Industrie



Sa, 23.02.2019 / Gängeviertel, Valentinskamp 28a / 19 Uhr

JENSEITS VON INTERESSE UND IDENTITÄT? ZUM VERHÄLTNIS DER ALTEN UND NEUEN LINKEN

Vorträge und Diskussion mit Sandro Mezzadra (Universität Bologna), Mario Neumann (Universität Kassel), Ines Schwerdtner (Ada Magazin, in Koop. mit Jacobin Magazine) und Ingar Solty (Institut für Gesellschaftsanalyse der Rosa-Luxemburg-Stiftung, angefragt)

Fr, 22.03.2019 / Café Knallhart, Von-Melle-Park 9 / 19 Uhr

KRITIK DER IDENTITÄTSPOLITIK? VON SACKGASSEN UND STROHMÄNNERN

Vorträge und Diskussion mit Katharina Pühl (Rosa-Luxemburg-Stiftung Berlin) und Michael Weingarten (Universität Stuttgart und Marburg)

Sa, 06.04.2019 / mpz, Sternstraße 4 / 19 Uhr

DAS PAPIERENE ERBE VON 1968

Vorträge und Diskussion mit Morten Paul (August-Verlag Berlin) und Katharina Kreuzpainter (Humboldt Universität Berlin)

Mi, 24.04.2019 / mpz, Sternstraße 4 / 19:30 Uhr

DIE ANDERE ARBEITER\*INNENBEWEGUNG I: DIE „GRUPPE OPPOSITIONELLER GEWERKSCHAFTER“

Filmvorführung (Hamburg-Premiere) und Diskussion mit Johanna Schellhagen (labournet.tv) und Wolfgang Schaumberg (Gründungsmitglied der GoG)

Fr, 26.04.2019 / Centro Sociale, Sternstraße 2 / 19 Uhr

REVOLUTION DES BEGEGRENS? GUY HOCQUENGHEM UND DIE RADIKALE SCHWULENBEWEGUNG

Vorträge und Diskussion mit Hauke Branding (GEN Hamburg) und Lukas Betzler (Universität Lüneburg)

Fr, 07.06.2019 / Uni Hamburg, Allende-Platz 1, Raum 250 / 19 Uhr

NOCHMAL THEORIE UND PRAXIS, ODER: WIE GEHT ES UM DAS GANZE?

Vorträge und Diskussion mit Jan Müller (Universität Basel) und Alexander García Düttmann (Universität der Künste Berlin)

Do, 27.06.2019 / mpz, Sternstr. 4 / 19:30 Uhr

PARIS 1968: DAS IST NUR DER ANFANG, DER KAMPF GEHT WEITER

Filmvorführung und Diskussion mit Claudia von Alemann (Filmemacherin)

Fr, 27.09.2019 / Centro Sociale, Sternstraße 2 / 19 Uhr

EIN MIGRANTISCHES 1968?

Vortrag und Diskussion mit Manuela Bojadzijev (Universität Lüneburg)

So, 20.10.2019 / mpz, Sternstraße 4 / 19 Uhr

EIN GESPENST GEHT UM IN DER LINKEN: DAS GESPENST DES LUMPENINTELLEKTUELLEN

Vortrag und Diskussion (19 Uhr) mit Sebastian Schreull (GEN Hamburg)

So, 03.11.2019 / DGB-Gewerkschaftshaus, Besenbinderhof 60, Ebene 9 / 19 Uhr

DIE ANDERE ARBEITER\*INNENBEWEGUNG II: NICHTNORMIERTE KÄMPFE

Vorträge und Diskussion mit Peter Birke (Universität Göttingen) und Mag Wompe (Labournet)

So, 17.11.2019 / mpz, Sternstraße 4 / 19 Uhr

„WENN ICH AN 1968 DENKE...“ - DIE WIEDERKEHR DER LINKEN MELANCHOLIE?

Vortrag und Diskussion mit Antje Géra (Universität Hildesheim)